Die Kameradin.

Roman von Julius Knopf.

(2. Fortsetzung.)

Senden hatte, als er sich über ihre Gefühle klar geworden waren, ihr offen und ehrlich seine Verhältnisse auseinandergelegt. Daß Regina seine Frau werden müßte — daran war nicht zu rütteln, das stand so fest für ihn, wie die Heiligkeit der Ehe selbst. Aber es hieß noch, sich gedulden, bis er, dem der Unterhalt einer verkrüppelten Schwester zur Last fiel, sich so weit durchgerungen, daß seine schriftstellerischen Einnahmen jene erkleckliche Höhe erreicht haben würden, die in unserer teuren Zeit die Basis eines behaglichen, guter Bildung und guter Erziehung angemessenen Haushalts ausmacht.

Dieses Ziel hatte er noch nicht zu erreichen vermocht. Und so stand Regina nach dem Tode der Mutter inmitten des Lebenskampfes, ohne daß Senden ihn durch die einfachste Lösung, die Heirat, enden konnten. Nur, daß er der einzige war, auf dessen ehrlichen Rat sie zählen konnte.

So wandte Regina sich wieder an ihn, der nachdenklich neben ihr saß.

„Was soll ich nun weiter tun, Richard? Ich meine für mich. Bei irgendeiner alten, launenhaften Dame Gesellschafterin werden, das liegt mir nicht. Eine Pension eröffnen — dazu reichen weder meine Möbel noch mein Kapital aus. Wie wäre es, wenn ich Uebersetzungen aus dem Französischen machte, wie jetzt so viele Frauen? Oder glaubst Du, daß meine eigenen kleinen schriftstellerischen Versuche der Mühe lohnen, sie weiter auszudehnen? Gib mir irgendeinen Wink. Ich muß den Verwandten gegenüber mit einem festen Plan hervortreten. Die Wohnung darf ich noch bis zum Quartalschluß behalten, die Miete ist bezahlt — aber dann — ja, nun kommt wieder das schreckliche — was dann?"

„Dann, Regina —" Senden sprach mit erhobener Stimme, schnell und hastig, wie jemand, der einen guten Einfall mit beflügelter Rede dem Hörer verkünden will — „dann verkaufst Du von den Möbeln, die Deine Mutter Dir überlassen hat, alles, was Du nicht gebrauchen kannst. Die anderen Sachen gibst Du zunächst auf einen Möbelspeicher und ziehst vorläufig in eine gemütliche Pension. Auf diese Weise lebst Du am billigsten und hast keine Haushaltsorgen."

Der jungen Frau war dieser naheliegende Gedanke selbst schon gekommen. Nun, da ihn Richard aufnahm, erklärte sie ohne weitere Ueberlegung ihr Einverständnis.

„Doch nun das Wichtigste; die passende Beschäftigung für mich?"

„Gewiß, Herz," er schien wieder ganz oben auf, „die habe ich auch schon für Dich. Ich meine, Du wirst zunächst kleine Erzählungen schreiben, die ich durchsehen und bearbeiten will. Das wird für die erste Zeit ja nur wenig bringen, aber mit der Zeit soll es schon werden. Denn wie alles, so lernt sich auch das Schreiben. Und da Du zum Ueberfluß auch einiges Talent besitzt und es Dir auch an Fleiß nicht mangelt, so wird sich die Sache schon machen. Versuch's und der pekuniäre Erfolg — und um den handelt es sich ja schließlich, und nicht um Ruhm — also der Mammon wird schon anspazieren. Also bist Du damit einverstanden, Regi?"

Regina nickte ernsthaft: „Selbstverständlich! Dann also mutig ans Werk!"

Und mit neuer Zuversicht begann Regina von der Zukunft zu plaudern, bis Richard ihr die fein geschwungenen Lippen mit innigen Küssen verschloß.

Drittes Kapitel.

Zwei Monate nach dem Tode ihrer Mutter hatte Regina Malten ihren Einzug in die Pension Roeder gehalten.

Sie bewohnte ein Zimmer mit daranstoßendem Schlafkabinett und hatte es sich recht behaglich und gemütlich eingerichtet. Der künstlerische Sinn, der in ihr schlummerte, ließ sie die einfachsten Räume geschmackvoll ausgestalten. Lichte Florgardinen umflossen die Fenster des Wohnzimmers, ein weicher Smyrnateppich bedeckte den etwas abgetretenen Fußboden, die schadhaften Stellen der Tapete hatte Regina mit Bildern aus ihrem alten Heim überdeckt.

Von ihren Möbeln hatte sie in kluger Auswahl die schönsten und nützlichsten zurückbehalten, als sie den alten Haushalt auflöste und die überflüssigen Sachen verkaufte.

Das Zimmer machte einen recht angenehmen und wohnlichen Eindruck, mit seinem antiken Barockschreibtisch, den gobelinbezogenen Lehnstühlen dem Ziertisch aus Sandel, der mit kostbaren Schildpatt- und Perlmutterfurnieren eingelegt war — ein Erbstück der Familie —, dem reichgeschnitzten Bücherschrank und der riesigen chinesischen Vase, aus der eine lebende Palme ihre Blätter über das Kopfende der Chaiselongue breitete, die ein persischer Teppich bedeckte. Weiche Seidenkissen lagen hier und da, wie unbewußt verstreut und dennoch genau arrangiert; duftende Blumen standen in schlanken, kostbaren Gläsern und bildeten den freundlichen Abschluß der reizvollen Behaglichkeit des Raumes, der so gar nichts von der Frostigkeit und Chambre-garnis-Talmieleganz eines Pensionszimmers aufwies.

Regina war bereits acht Tage in ihrem neuen Heim, hatte sich aber immer noch nicht entschließen können, an den gemeinsamen Mahlzeiten im Speisesaal teilzunehmen. Der Gedanke, sich mit wildfremden Menschen über gleichgültige Dinge unterhalten zu müssen, schreckte die an Ruhe und Einsamkeit gewöhnte junge Frau. So hatte sie auch heute die zum Abendessen läutende Glocke unbeachtet gelassen. Da klopfte es bescheiden an der Tür. Regina rief nichtahin: „Herein!" in der Meinung, das Dienstmädchen bringe ihr den Tee. Sie wandte sich zuerst um, als eine weiche Altstimme an ihr Ohr schlug.

„Verzeihung, wenn ich störe, meine liebe Frau Malten, ich wollte mir nur erlauben, Sie zu Tisch zu bitten. Unsere Pensionsmutter ist mit den übrigen Damen ins Konzert gegangen. Ich wäre allein mit den Herren. Wollen Sie mir nicht das Peinliche der Situation ersparen und uns mit Ihrer Gegenwart erfreuen? Bitte!"

Regina war über die Störung anfänglich wenig erfreut. Dann aber, als sie die Sprecherin näher betrachtete, verflüchtete sich ihre schlechte Stimmung und schlug ins Gegenteil um. Sie hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken. — Was für eine komische Figur — diese kleine, dicke Person! Freundlich bot sie der Dame einen Sitz an und sagte fragend: „Fräulein Rohde, wenn ich mich recht entsinne?" Sie war den Damen bereits flüchtig vorgestellt worden, hatte aber auf die Namen nicht weiter geachtet.

„Ja", bestätigte das dicke, schwatzhafte Fräulein, mit dem kurz geschnittenen Haar und dem mausgrauen, schlecht sitzenden Reformkleid. „Ich bin Trude Rohde, oder kurzweg Traumtrude genannt, wegen meiner unbezwingbaren Schlafsucht. Wissen Sie, es ist mir manchmal, wie wenn mich eine Tsetsefliege mit ihrem Besuch beehrt hätte. Doch glücklicherweise bin ich nie in Afrika gewesen."

Sie hielt einen Augenblick in ihrem Redegalopp inne, wie erschöpft von der Anstrengung des Sprechens, um dann schnell fortzufahren: „Wollen Sie mich einfach „Fräulein Trude" nennen? Wir Damen reden uns hier alle mit dem Vornamen an. Das gibt einen gemütlicheren Verkehrston. Darf ich vielleicht auch . . . ?"

Sie zögerte und lächelte, halb vertraulich, halb verlegen.

„Gewiß, wenn das hier üblich ist und es Ihnen Vergnügen macht, so nennen Sie mich nur ruhig Frau Regina."

„Frau Regina," die kompakte Dame schlug die blaßblauen, schwimmenden Aeuglein verzückt zu Regina auf. „Wie voll und üppig, wie ruhig und sicher der Name klingt. Sechs Buchstaben. Sechs ist eine Glückszahl für mich. Wir werden gewiß noch gute Freundinnen werden, Frau Regina," plapperte sie ohne Pause und die Worte plätscherten wie ein hurtig fließendes Bächlein.

Regina, der diese prophetische Bemerkung nicht sonderlich sympathisch war, unterbrach sie:

„Ich denke, wir gehen zu Tisch, Fräulein Trude."

Traumtrude entwand sich schwerfällig dem weichen Sessel. Während Regina ihren Schreibtisch verschloß, watschelte Fräulein Rohdes ungeschickte Gestalt der Tür zu. Sie war unförmig dick, aufgedunsen und entbehrte jeglicher Fasson. Wie eine reife Riesenbohne in der weichen Hülse, so steckte ihre Gestalt in dem sackartigen Gewande, das jeder ihrer Bewegungen nachgab und die Körperfülle mit unangenehmer Deutlichkeit markierte.

Trude hatte nichts zu tun und beschäftigte sich, außer mit dem Verzehren ihrer bescheidenen Rente, nur noch damit, die Pensionäre nach Kräften zu bemuttern und bei allen Gelegenheiten sich ihnen gegenüber als die rechte Hand der hastenden, beschäftigten, überarbeiteten Hausfrau und Pensionsmutter zu erweisen.

Dabei half Trude nirgends, stand oder saß vielmehr überall umher und war jedem im Wege. Trotzdem hielt sie sich für die wichtigste Persönlichkeit der ganzen Pension.

Heute erfaßte sie ein gewaltiger Stolz auf ihre diplomatische Geschicklichkeit und geniale Ueberredungskunst, deren es, wie sie meinte, bedurft hatte, um Regina, den neuen, interessanten Gast, den sie ihrer Fürsorge für besonders bedürftig hielt, in den Kreis der anderen Pensionäre zu ziehen.

Mit einem lauten und wichtigen: „Sie kommt, meine Herren!" trat sie in den kleinen Kreis der männlichen Mitbewohner. Diese beachten sie wie gewöhnlich, überhaupt nicht und schicken sich an, ihre Plätze einzunehmen. Da erschien Regina an der Türschwelle und warf einen prüfenden Blick in den Raum. Die Herren blieben bei ihrem Eintritt respektvoll stehen und verneigten sich tief vor der hohen, eleganten Erscheinung, die im kreppbesetzten, schwarzen Tuchkleide einen imponierenden Eindruck machte.

Trude kam mit süßer Miene auf Regina zu, nahm sie, Mütterlichkeit markierend, bei der Hand und stellte ihr die Herren der Reihe nach vor: „Herr Dr. med. Rüst," sie sprach die lateinischen Worte mit wichtigtuerischer Gedenkheit — „Herr Dr. Sommer, Referendar, Herr Harald Jarnström, Komponist, Monsieur Charles Dufour, Schriftsteller."

Regina neigte bei jedem Namen leicht das Haupt. Ihr goldig schimmerndes Haar leuchtete in schönem Glanze unter den Strahlen der elektrischen Lampe, was Monsieur Dufour mit unverhohlenem Entzücken beobachtete.

Dann nahm Regina ihren Platz zwischen dem schwedischen Komponisten und dem Arzt ein. Ihr gegenüber saß Trude Rhode, zu deren Rechten der leicht entzündende Franzose, zur Linken der Referendar, der mit nervösen Griffen sein Weißbrot zu zerbröckeln begann.

Regina musterte ihre Tischgenossen und konstatierte zunächst, daß die Herren im Alter von achtundzwanzig bis vierzig Jahren sein mochten, während die dicke Trude wohl gerade das erste Vierteljahrhundert hinter sich hatte. Reginas Gegenüber, der verspätete Rechtskandidat, war klein und brünett. Mit seinen kleinen, stechenden Schweinsaugen, der viel zu langen Nase und den unförmig dicken Lippen, war er nichts weniger als schön zu nennen. Er machte einen unangenehmen Eindruck auf die junge Frau, als er sie ohne Scheu zudringlich musterte. Regina wandte den Blick von ihm fort dem Franzosen zu, der mit eleganten Manieren aß und zerstreut Trudes Geplapper zuhörte, die auf den hübschen Menschen mit dem südländischen Typus und den glühenden, dunkeln Augen eifrig einsprach. Den Schweden konnte Regina zunächst nur von der Seite beobachten. Er saß, eine markige, hochgewachsene Erscheinung mit seiner gleichgültigen, undurchdringlichen, kalten Skandinaviermiene, neben seiner Tischnachbarin und ließ nur hin und wieder, in den Eßpausen, den außergewöhnlich langen, seidenweichen Schnurrbart durch die wohlgepflegten Finger gleiten. Während der Mahlzeit sprach er kein Wort.

Doktor Rüst unterbrach Reginas Beobachtungen und fragte in höflichem Tone: „Haben sich gnädige Frau schon etwas eingelebt in unserer Pension?"

„Nur eingerichtet, Herr Doktor, und zwar, da ich eigene Möbel mitgebracht habe, ganz nach meinem Geschmack. Wie es nun mit dem Einleben gehen wird, und ob mir das Pensionsleben überhaupt auf die Dauer zusagt, das muß ich erst abwarten. — Es wird mir in meiner jetzigen Gemütsverfassung etwas schwer, mich an den Verkehr mit neuen Menschen zu gewöhnen." Regina sprach mit kühler, gemessener Höflichkeit.

„Es dürfte aber für Sie von Vorteil sein, mein Gnädige, wenn Sie sich Ihren Gedanken nicht ausschließlich überließen, sondern Ablenkung suchten", sagte der Doktor mit einem Blick auf ihre Trauerkleidung. „Wir alle hier sind bereits in reiferem Alter und haben fast ohne Ausnahme einmal oder gar öfter die schwere Hand des Schicksals verspürt. Wir werden Ihren Seelenzustand gewiß respektieren und Sie nicht durch allzu große Lebhaftigkeit verletzen."

Er hatte die letzten Worte in herzlichem Ton gesprochen, so daß Regina unwillkürlich zu ihm aufsah. Ein teilnehmender, freundlicher, ernster Blick aus tiefen, stahlblauen Augen traf sie. Die kräftige, männliche Erscheinung des Arztes gefiel ihr und ein warmes Gefühl des Vertrauens zu ihm überkam sie. Darum klang auch ihr Ton zutraulich, als sie ihm entgegnete:

„Sie sind sehr freundlich, Herr Doktor, aber ich fürchte, Sie überschätzen die Feinfühligkeit und die Zurückhaltung unserer Mitpensionäre. Es ist ja wirklich auch gar nicht zu verlangen, daß so viele Personen sich einer Trauernden wegen Zwang auferlegen sollen. Und um mit meiner düsteren Kleidung und der nicht zu verbannenden Trauerstimmung nicht peinigend auf die Nerven der anderen zu wirken, blieb ich den Mahlzeiten bisher fern."

„Ganz mit Unrecht, denn Sie brauchen, wie gesagt, Ablenkung," erwiderte er.

„Ich beschäftige mich dauernd, das wirkt ablenkend genug, denke ich."

„Darf man erfahren, welcher Art diese Beschäftigung ist?" fragte er interessant.

(Fortsetzung folgt.)

Es ist deutschen Elektrikern gelungen, Glühlampen von 14 Volt herzustellen, die eine Lichtstärke von 25 Kerzen entwickeln.

Das Moor.

Von Adolf Stark.

Als Gymnasiast verbrachte ich die Sommerferien alljährlich bei einem Oheim meines Vaters. Das Schloß, welches er bewohnte, in Wirklichkeit nur ein langgestrecktes, kasernenartiges Gebäude mit kleinen Schießlukenfenstern und düsteren, gewölbten Gängen und Zimmern lag in Nord-Ungarn. Dunkel und dräuend blickten die Karpathen auf das Haus hernieder und wenn es lange geregnet hatte oder ein heftiges Gewitter niedergegangen war, dann spritzten die Wellen des Flusses bis hinauf zu den Fenstern des ersten und einzigen Stockwerkes.

Onkel Julo, der in diesem alten Gemäuer hauste, war alt, uralt. Keiner wußte so recht, wie alt er eigentlich war. Aber daß er das achte Jahrzehnt schon überschritten hatte, das war gewiß. Dabei war er körperlich überaus rüstig, ging gerade wie ein Stock und machte den Eindruck eines ungewöhnlich kräftigen Menschen. Mit seinen Verwandten stand er weder gut noch schlecht. Er besuchte sie nie und verbat sich jeden Besuch, wenigstens von Erwachsenen. Uns Jungen hatte er gerne um sich und wir waren auch stets gerne bei ihm, so düster auch der Ort, so eigen auch der alte Mann sein mochte.

In meinem 16. Jahre erzählte mir Ohm Julo die nachfolgende Geschichte. Sonderbar, sie machte damals nur wenig Eindruck auf mich. Heute erscheint sie mir wie ein zwar düsteres, aber farbenprächtiges Gemälde aus längst vergangener Zeit. Ich erinnere mich an jedes Wort, an jede Gebärde, an alle Begleitumstände, weiß noch genau, wo der Erzähler saß — in dem hochlehnigen Altvaterstuhl am Fenster — und wo ich hockte — auf dem Schemel zu seinen Füßen — weiß dies so genau, daß ich die Szene malen könnte, und höre deutlich die laute, etwas hart klingende Stimme:

Es ist etwas Eigentümliches um die Entwicklung. Wie oft warst du eigentlich bei mir, Junge? Fünf- oder sechsmal, nicht? Nun, du bist jedes Jahr größer geworden und klüger, wie sich das gehört, aber schließlich warst du immer ein Kind, immer, bis heute. Heute bist du ein anderer. Vielleicht noch kein ganzer Mann, aber gewiß kein Kind mehr. Du selbst merkst das wohl nicht so und deine Leute auch nicht, weil sie dich beständig unter den Augen haben. Aber ich merke es wohl.

Ueberall geht es so, bei dem einzelnen Menschen und bei der ganzen Menschheit. Wer mitten drinnen steckt im Trubel, der übersieht häufig den Moment in der Entwicklung, wo eine Epoche in die andere übergeht, und versäumt es, die Entwicklung mitzumachen, lebt noch eine Zeit lang so hin und merkt dann auf einmal, daß er fremd geworden ist in der Welt, daß er die Zeit und die Menschen nicht mehr versteht. Dann macht er es am besten so wie ich: er zieht sich wie die Schnecke ins Haus zurück und lebt fern von der Welt, wie ein letztes übrig gebliebenes Fabeltier, welches den Untergang seiner Rasse überlebt hat.

Es war eine andere Rasse zu meiner Zeit; wilder, roher, wenn du willst, waren sie alle, aber — doch nein, ich will nicht vergleichen, will nicht ein kindlicher Lobredner vergangener Zeiten werden. Ich will dir lieber eine Geschichte erzählen, eine Geschichte, die die Antwort ist auf deine Frage von heute morgen, warum ich keine Hunde im Hause dulde. Hätte ich dir einfach gesagt: Ich kann keinen Hund heulen hören, es überläuft mich kalt, wenn die Jammertöne des Tieres die Nacht durchschneiden und Angstschweiß tritt mir auf die Stirn, dann hättest du mich wohl ausgelacht. Wenn ich dir meine Geschichte erzähle, wirst du mich besser verstehen.

Im Tiefland unten, wo zwischen weiten fruchtbaren Ebenen unendlich große ungangbare Moore sich dehnen, lebte die schöne Rozsika. Sie hieß nicht umsonst die Schöne. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen seit damals, aber noch heute denke ich mit Entzücken an sie. Wie ein Bildwerk war sie von eines göttlichen Meisters Hand geformt, ohne Tadel und Fehl. Und dabei war sie unglücklich. Aladar — ich nenne nur die Vornamen — Aladar, den sie — ein Kind noch — geheiratet hatte, war ein tückischer, roher, herrischer Mensch, der den Edelstein nicht zu schätzen wußte, welchen das Schicksal ihm in den Schoß geworfen hatte. Mehrere Jahre trug sie das Joch dieser Ehe, dann trennte sie sich von ihrem Mann. Sie lebte, wie in der Verbannung, in einem kleinen Schloß hart am Rande des Moores. Der einzige Weg, der hinführte, ging an Aladars Kastell vorüber. Man erzählte sich, daß er Tag und Nacht die Straße bewachen lasse, um es zu erfahren, wenn etwa jemand Rozsika besuchen sollte. Denn er liebte sie auf seine Art und war eifersüchtig bis zum Wahnsinn. Aber sie gab ihm keinen Grund dazu. Nur wenn sie hie und da in der Nachbarschaft ein Fest besuchte, traf sie mit anderen Männern zusammen. Zu Hause in ihrem Schlößchen empfing sie keine Besuche.

Schließlich aber schlug auch ihre Stunde. Ein Weib, jung und schön, begehrenswert und begehrt, kann schließlich auf die Dauer sich nicht allem Liebeswerben entziehen. Weiß Gott, wie das Gerücht aufkam, aber eines Tages raunte man es sich in die Ohren und erzählte es auch wohl von in Freundeskreisen, wenn man vor Lauschern sicher war, daß die schöne Rozsika einen Liebhaber besitze. Wer es war, wußte niemand recht. Aber man erzählte sich, daß er bei Nacht zu ihr komme und zwar nicht auf der Straße, sondern durch das Moor. Die meisten glaubten nicht daran, denn das Moor galt als ungangbar. Wohl führte ein schmaler Weg durch dasselbe, aber nur wenige kannten den Pfad und auch von diesen hätte es niemand gewagt, in dunkler Nacht den Versuch zu machen, einen Weg zu gehen, der selbst am hellen Tage gefährlich war, bei dem jedes fußbreite Abweichen den sicheren Tod bedeutete. Aber trotzdem erhielt sich hartnäckig das Gerücht, ja es wurden Zeugen namhaft gemacht, welche den nächtlichen Liebhaber gesehen haben wollten, wie er, einen Hund an der Leine, im Vollmond oder im unsicheren Sternenlicht über das Moor schritt.

Es dauerte lange, ehe das Gerücht Aladar zu Ohren kam. Der Ehemann erfährt derartige Dinge immer als der Letzte. Als der lahme Janko im Rausche das Gerede erzählte, tobte Aladar wie ein Wahnsinniger. Am nächsten Morgen aber schien er die Sache vergessen zu haben, worüber wir alle erleichtert aufatmeten.

Etwa 14 Tage später lud er uns zu sich ein. Eine solche Einladung hatte nichts Auffälliges an sich; man war damals sehr gastfreundlich und gastfroh in unserem Ungarn. Wir saßen beisammen, tranken, spielten, rauchten und ließen die Mitternacht herankommen. Wir waren alle vom goldgelben Tokayer schon ein wenig benebelt, sonst hätte doch wenigstens einer von uns protestieren müssen, als Aladar den Vorschlag machte, wir sollten zum Schlößchen ziehen und der schönen Rozsika ein Ständchen bringen. Die Zigeuner im Dorfe wurden aus der Schenke geholt und bei dem Klange ihrer Fideln zogen wir vom Kastell zum Schlößchen.

Aladar befahl den Zigeunern, unter Rozsikas Fenstern ihre schönsten Lieder zu spielen. Als im Hause alles dunkel blieb, nahm er eine der Zigeunergeigen, zupfte die Saiten, wie bei einer Guitarre und sang dazu.

Da öffnete sich oben das Fenster und Rozsika erschien. Beim Scheine der Fackeln, die wir mitgebracht haben, sahen wir deutlich das verächtliche Lächeln ihres schönen Gesichtes. „Geht heim und schlaft euren Rausch aus", rief sie herab, „und schont eure Stimmen, sonst könnte der Uhu und der Rabe eifersüchtig werden auf den Konkurrenten."

Aladar stand da, den Kopf im Nacken, den Blick auf die Gestalt im Nachtgewande gerichtet. Und plötzlich lachte er grell auf.

„Gefällt dir mein Sang nicht, schöne Rozsika? Warte ein kleines Weilchen und du sollst eine Stimme hören, die dir lieblicher ins Ohr klingt."

Noch hatte er nicht geendet, als vom Moore her ein schauerliches Heulen ertönte, das Heulen eines gemarterten, verwundeten oder sonstwie verletzten Hundes. Schrecklich und todängstigend klang es durch die Stille. Alles stand da und lauschte. Und auf einmal mischte sich in das Heulen eine männliche Stimme. Deutlich vernahmen wir das Rufen. „Hilfe, Hilfe", klang es über das Moor. Rozsika erbebte, die Hand, welche auf der Fensterbrüstung lag, schien sich einzukrallen in das Holz, eine Stütze suchend, damit die stolze Gestalt nicht in sich zusammenbreche. Nie werde ich die großen angsterfüllten Augen vergessen und die übermenschliche Qual in den Zügen der Frau. Und vom Moor her klang markerschütternd das Heulen des Hundes und die Hilferufe.

„Hörst du ihn?" Aladar lachte grell auf. „Hörst du deine Nachtigall, mein Täubchen? Die singt freilich schöner als so ein alter Uhu. Nur schade, daß sie bald ausgesungen haben wird. Das Moor ist tief und verschluckt so ein Singvögelchen wie der Wallfischmagen den seligen Jonas. Nur daß es die Beute nicht wieder herausgibt, niemals wieder. Niemals!

Nun, was steht ihr denn da und gafft? Ja so, ihr könnt euch die Geschichte nicht zusammenreimen? Und sie ist doch so einfach. Liebe ist erfinderisch. So einfach ist der Gedanke, sich von einem guten Spürhund selbst bei Nacht sicher übers Moor führen zu lassen. Ein bischen gefährlich zwar, aber als ob die Liebe einer Rozsika nicht ein bischen Lebensgefahr wert wäre! — — Uebrigens, ein schlapper Bursche. Er weiß nicht einmal, mit Anstand zu sterben, schweigsam, ruhig, wie es einem Edelmann ziemt. Hört nur, wie er heult und um Hilfe ruft. Was geschehen ist, wollt ihr wissen? Auch der Haß kann schlau sein. Eine tüchtige Wolfsfalle, an der schmalsten Stelle des Weges aufgestellt, schnapp, da fällt sie zu. Hört ihr sie heulen, die Bestie? Hört ihr ihn wimmern, den Troubadur, der hilflos verlassen im Moor schon die Hand des Todes im Nacken fühlt. Warum lacht ihr nicht über den Spaß? He? Lustig, Brüder, lustig! Spielt auf, Zigeuner, euer lustigstes Stück."

Und die braunen Gesellen, welche wahrscheinlich keine Ahnung von den Dingen hatten, die sich hier abspielten, geigten drauf los; das Tönen der Fidel vermischte sich mit dem Heulen des Hundes und den Rufen des Unglücklichen zu einem schauerlichen Dreiklang. Siehst du, seit jenem Tage kann ich keinen Hund heulen hören.

Wie die Sache ausging, willst du wissen, Junge? Glaubst wohl, Rozsika wäre dran gestorben oder hätte sich ein Leid's getan? Ich sagte dir schon, wir Menschen von damals, auch die Weiber, waren von anderm Holz. - Glücklich ist sie geworden, recht glücklich, mit ihrem Aladar. Du schauderst? Eine andere Welt, lieber Junge, eine Welt, in der die Frauen eine Liebe zu schätzen wußten, die so groß war, daß sie selbst vor Mord nicht zurückschreckte. Das verstehst du wieder nicht? Nun ja, ich sagte dir gleich: zwei Epochen, zwei Welten. Zwei Welten, deren die eine die ande nicht versteht.

Hall, der Aluminiummacher.

Brachte als erster dieses Metall in den Bereich des Volkes.

Es war kein Amerikaner, sondern ein Deutscher, welcher das erste Aluminium gemacht hat, nämlich Professor Woehler von der Universität Göttingen, der bereits 1827 solches in kleinem Maße herstellte. Doch ist von da noch ein weiter Weg bis zu billiger Massenerzeugung von Aluminium, welche die Verwendung dieses Stoffes für Manufaktur-Zwecke erst lohnend gemacht hat! Und die Ehre solcher Volkstümlichmachung des Aluminiums gebührt dem erfinderischen Geiste von Dr. Charles Martin Hall, welcher unlängst das zeitliche gesegnet hat. Ihm ist es zu verdanken, daß Amerika schließlich die führende Rolle in der Herstellung dieses hochgeschätzten Metalls zufiel.

An äußerer Gelegenheit, sich zu einem praktischen Forscher zu entwickeln, fehlte es Hall im Heim seiner Knabenjahre, in dem kleinen Ohioer Städtchen Thomson vollständig. Als er die hohe Schule in Oberlin bezog, erhielt er zwar eine sehr gute Ausbildung im Lateinischen und Griechischen, und er war auch in diesen Fächern ein hochstehender Schüler; aber sein Geist zog ihn eigentlich nach der Naturwissenschaft, welche damals nur eine untergeordnete Rolle spielte, und ihrer Anwendung hin. Nur zufällig kam er hinter ein Buch über Chemie, welches sein Vater im Kolleg benutzt hatte, — und hier fand er etwas, das seinem innersten Streben entgegen kam. Nicht als ob das Buch als ganzes von ungewöhnlichem Wert gewesen wäre; ein großer Teil des Inhaltes war sogar schon veraltet, wie es bei einem Werk über Chemie auch nicht anders sein konnte. Aber der Junge fand darin ein kleines Kapitel über Aluminium, das ihn wie mit magischer Gewalt anzog und für sein ganzes Leben bestimmend werden sollte!

Bisher war so wenig Aluminium und zu so hohen Kosten erzeugt worden, daß der Stoff nur für die Wissenschaft einen Wert hatte. Erst im Jahre 1855 wurde er in beträchtlicher Menge fabriziert, — aber noch immer wenig, denn er kostete 90 Dollars das Pfund.

Hall las aber mit gespanntestem Interesse, daß Aluminium eigentlich das am reichlichsten vorhandene aller Metalle sei und in unbeschränkten Mengen zu haben wäre, wenn nur erst ein billiges Verfahren zu seiner Gewinnung ausfindig gemacht würde! Er widmete sich immer ausschließlicher dieser großen Aufgabe, trotz seiner sehr beschränkten Mittel. Schon 1855 hatte er begonnen, Versuche unter Anwendung von Elektrolyse zu machen. Aber erst am 10. Februar 1886 fand er im Kryolit den Faktor, den er bedurfte.

Sein Erstlings-Erfinderrecht auf das Verfahren wurde jedoch nicht unangefochten anerkannt; es gelang ihm aber im gerichtlichen Wege, die Festlegung seines Anspruches zu erwirken. Bundesrichter Taft, der spätere Präsident der Ver. Staaten, war es, der 1888 die Patentstreit-Entscheidung zu Halls Gunsten abgab. Ohne Zweifel war Hall seinen Mitbewerbern nur um ein geringes voraus, wie es ja noch mit so mancher anderen Erfindung gegangen ist: aber er war voraus. Als er in seiner Fabrik bei Pittsburg Aluminium zu machen begann — ihre Herstellungs-Fähigkeit betrug nur 50 Pfund pro Tag — kamen die Kosten auf $2 pro Pfund; er brachte aber durch weitere Verbesserungen den Preis noch auf 18 Cents das Pfund herab, und dies ist das Ende wohl auch noch nicht. Schon ist der praktische Wert dieses jungen Metalls ein unermeßlicher, und er muß noch immer mehr steigen!

Dr. Hall hat mit seiner Erfindung den Reichtum der Welt erhöht; und es ist ihm sicherlich allgemein gegönnt worden, daß er auch für sich selber ein großes Vermögen erwarb, zumal er einen sehr bedeutenden Teil desselben auf Werke der Nächstenliebe wendete.

Starrkrampf-Behandlung mit ultraviolettem Licht.

In einer Münchener Medizinischen Wochenschrift finden wir eine kurze Mitteilung über Strahlentherapie bei Starrkrampf (Tetanus), die zwei Aerzte vor kurzem im Aerztlichen Verein in Hamburg gemacht haben. Beide Herren, Dr. Jacobsthal und Tamm, fanden bei ihren Untersuchungen die Erreger des Tetanus überaus empfindlich gegen die kurzwelligen ultravioletten Lichtstrahlen. Sie haben daher mit Tetanus infizierte Wunden solchen Strahlen ausgesetzt, wodurch es ihnen in einer ganzen Anzahl von Fällen gelang, die Tetanusbazillen vollständig abzutöten. Sie benutzten dazu in einigen Fällen die Strahlen der künstlichen Höhensonne, die während ¼ bis ¾ Stunden bei 25 Zentimeter Abstand unter Abdeckung der Umgebung sehr gut vertragen wurden. In anderen Fällen wurde die Kromayersche Quarzlampe benutzt. Es ist das eine besondere Konstruktion der Quecksilberdampflampe, die oft, aber mit Unrecht als eine amerikanische Erfindung (Cooper-Hewitt-Lampe) bezeichnet wird. Der elektrische Lichtbogen, der beim Uebergang des Stromes zwischen Quecksilberelektroden entsteht, ist vielmehr bereits im Jahre 1912 von dem deutschen Physiker Dr. Arons studiert und die auf ihm beruhende Quecksilberdampflampe in der Deutschen Physikalischen Gesellschaft vorgeführt worden. Dieser Lichtbogen ist besonders reich an starken ultravioletten Lichtstrahlen.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Negligeesäckchen aus Taschentüchern.
No. 1147.

Ein allerliebstes kleidsames Morgenjäckchen, das aus blauem Seidencrepe, garnirt mit weißen Zierstichen, hergestellt war, zeigt diese Abbildung. Die Machart ist zur Verwendung großer Taschentücher speziell geeignet, oder man führt es in hübschen gemusterten Stoffen aus, und giebt ihnen Kragen und Vorstoß aus einfachem Stoff. Bei der Verfertigung aus Taschentüchern benöthigt man 4 Quadrate von je 20 Zoll Größe; die Kanten läßt man gerade oder spitzt sie, wie die kleine Abbildung zeigt, etwas zu. Zum Kragen benöthigt man Extrastoff oder schlicht den Halsausschnitt mit einem hübschen Stickereikragen ab. Wenn aus Crep oder Seide hergestellt, sind 4 Yard, bei 36 Zoll breitem Material erforderlich. Das Schnittmuster ist in 3 Größen: klein, mittel und groß, erhältlich.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon

Ich wünsche Muster No. .....

.... Zoll Brust- oder Taillenweite.

(Jahre .... bei Kindersachen.)

Name .....

No. ..... Straße .....

Stadt .....